



Predigt über Markus 9, 14-29 (Jahreslosung Mk 9, 24)

*Liebe Gemeinde,*

„Ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Dieser Vers aus dem Markusevangelium (9, 24) ist die Jahreslosung für 2020, und ich möchte die Predigt im ersten Gottesdienst im neuen Jahr hier in der Erlöserkirche unter diesen Text stellen.

Das erste, was mir an diesem Wort auffällt: Ich glaube, es ist zum ersten Mal, dass in einer Jahreslosung nicht ein Zuspruch Gottes formuliert wird wie z.B. in 2018: „Ich will dem Durstigen geben von der Quelle des lebendigen Wassers umsonst“ (Offenb. 21,6). Oder eine Aufforderung wie „Suche Frieden und jage ihm nach“ (Ps 34, 5) in 2019. Oder ein Bekenntnis: „Gott nahe zu sein ist mein Glück“ (Ps 73, 28; 2014).

Diesmal ist die Jahreslosung eine Bitte, ja ein Hilfeschrei!

Das zweite, das mir auffällt: Glaube und Unglaube sind hier ganz nah beieinander. Es gibt hier keine klare Grenze, wie sie manche Fundamentalisten – gleich welcher Religion oder welcher Weltanschauung – ziehen: Hier der Glaube, da der Unglaube. Und dem- zufolge dann auch: Hier die Gläubigen - da die Ungläubigen. Und wenn es so eine klare Grenze gibt, dann kann jeder wissen, wie es um ihn bestellt ist. Dann kann jede wissen, wo sie hingehört. Keine Rede davon in diesem Bibelvers. Glaube und Unglaube werden da in einem Atemzug genannt. In einem Hilfeschrei. Schauen wir uns also die Geschichte an, der unser Vers entnommen ist.

Predigttext: Markus 9, 14-29:

*„Und sie kamen zu den Jüngern und sahen eine große Menge um sie herum und Schriftgelehrte, die mit ihnen stritten. Und sobald die Menge ihn sah, entsetzten sich alle, liefen herbei und grüßten ihn. Und er fragte sie: Was streitet ihr mit ihnen? Einer aber aus der Menge antwortete: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist. Und wo er ihn erwischt, reißt er ihn; und er hat Schaum vor dem Mund und knirscht mit den Zähnen und wird starr. Und ich habe mit deinen Jüngern geredet, dass sie ihn austreiben sollen, und sie konnten's nicht.*

*Er aber antwortete ihnen und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen? Bringt ihn her zu mir!*

*Und sie brachten ihn zu ihm. Und sogleich, als ihn der Geist sah, riss er ihn. Und er fiel auf die Erde, wälzte sich und hatte Schaum vor dem Mund. Und Jesus fragte seinen Vater: Wie lange ist's, dass ihm das widerfährt? Er sprach: Von Kind auf. Und oft hat er ihn ins Feuer und ins Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte. Wenn du aber etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns!*

*Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst: Wenn du kannst – alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. Sogleich schrie der Vater des Kindes: Ich glaube; hilf meinem Unglauben!*

*Als nun Jesus sah, dass das Volk herbeilief, bedrohte er den unreinen Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir: Fahre von ihm aus und fahre nicht mehr in ihn hinein! Da schrie er und riss ihn sehr und fuhr aus. Und der Knabe lag da wie tot, sodass die Menge sagte: Er ist tot.*

*Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er stand auf.*

*Und als er heimkam, fragten ihn seine Jünger für sich allein: Warum konnten wir ihn nicht austreiben? Und er sprach: Diese Art kann durch nichts ausfahren als durch Beten.“*

Gerade noch war Jesus auf dem Berg der Verklärung gewesen. Petrus, Johannes und Jakobus hatten ihn dort in einem strahlen- den Licht gesehen. Im Gespräch mit Mose und Elia hatten sie ihn erlebt und die Stimme vom Himmel gehört: „Das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören.“ Ein außerordentliches Erlebnis, ein Gipfelerlebnis des Glaubens sozusagen. Da oben, auf dem Berg, da gab es keine Fragen, keine Zweifel, keinen Unglauben, sondern nur alles überwältigende Gewissheit. Da schien nichts unmöglich.

Und kaum sind sie wieder herabgestiegen in die Niederungen des Alltags, begegnen sie der Erfahrung, die der Evangelist Markus in drei kurzen Worten umreißt: Sie konnten’s nicht. Da hatte ein Vater seinen kranken Sohn, der offenbar an Epilepsie litt, zu den Jüngern gebracht. Die hatten vorher schon andere Kranke geheilt. Aber so sehr sie sich auch bemüht hatten, dem Jungen zu helfen: Sie konnten’s nicht.

Wer kennt sie nicht, diese Erfahrung: helfen wollen – und es ein- fach nicht können. Trotz allem guten Willen und allem ehrlichen Bemühen. Ohnmächtig dastehen, wenn ein Mensch, der uns nahesteht, krank ist - körperlich oder seelisch – unheilbar krank vielleicht sogar. Das Leiden nicht lindern können, die Schmerzen nicht und die Angst...

Ohnmächtig dastehen, wenn ein Mensch sich nicht zurechtfindet im Leben, einfach immer wieder einen falschen Weg einschlägt und dabei immer wieder auf die Nase fällt und nichts dabei lernt. Nichts tun können, nichts verhindern und nichts wirklich bewirken und verändern können, weder mit Worten noch mit dem, was man tut oder lässt...

Und wenn wir uns als Gemeinde, als Kirche anschauen... Wir würden so gerne den Trend aufhalten, dass immer mehr Menschen der Kirche den Rücken kehren; wir würden so gerne der Entwicklung entgegenwirken, dass sich immer mehr Menschen für Religion und Glaube überhaupt nicht mehr interessieren; wir würden gern etwas dagegen tun, dass Menschen das Vertrauen in Kirche verlieren oder dass ihnen Kirche schlicht gleichgültig ist – und wir erleben: Wir können’s nicht. Mit allen Anstrengungen und Bemühungen, mit aller Aktivität und Kreativität, mit aller wirklichen guten Arbeit, die wir in den Gemeinden seit Jahren tun: Wir können’s nicht.

Man kann über solchen Erfahrungen resignieren oder traurig oder wütend werden – oder es immer verbissener versuchen nach dem Motto: Jetzt erst recht! Und all diese Reaktionen kennen wir wohl auch von uns selber.

Wie begegnet nun Jesus den Jüngern, die diese Erfahrung machen: Wir können's nicht?

„Er aber antwortete ihnen und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen? Bringt den Jungen her zu mir.“

Ich weiß nicht, in welchem Ton Jesus das gesagt hat: Zornig? Oder mit einem genervten Augenaufschlag? Oder eher mit einem Seufzen voller Mitgefühl und voller Verständnis? „Nun bringt ihn schon her zu mir...“

Der Junge wird von einem neuerlichen Grand-Mal-Anfall geschüttelt, als die Leute ihn zu Jesus bringen. Und der Vater, der sich schon vergeblich an die Jünger gewandt hatte, denkt wahrscheinlich: Wenn die es nicht schaffen, meinem Sohn zu helfen, dann vielleicht der Chef. Der muss doch mehr können, der muss doch mehr drauf haben als die Untergebenen....

„Wenn du aber etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns!“ Du bist unsere letzte Hoffnung! Und wenn du meinem Kind hilfst, dann hilfst du auch mir....

Der verzweifelte Vater bekommt erst einmal eine Abfuhr: „Du sagst: Wenn du kannst – alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“

Wie würden wir diesen Satz hören, wenn wir an der Stelle dieses verzweifelten Vaters wären? Was wäre unsere Reaktion?

„Danke, genau das wollte ich jetzt hören! Genau das hilft mir weiter. Jetzt liegt's also doch an mir und meinem Glauben – oder besser: Meinem Unglauben oder meinem mangelnden Glauben...“?

„Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt...“

Wie hören wir diesen Satz...?

Jesus sagt nicht: Alle Dinge gelingen dem, der da glaubt! Man kann alles, wenn man nur genug glaubt! Es heißt nicht: Nichts ist unmöglich! Auch nicht: Du musst einfach nur an dich glauben, dann schaffst du das! Oder: Vertrau auf die Kraft des positiven Denkens!

Jesus sagt: Alle Dinge sind möglich....

Das ist wie ein Blick durch einen Türspalt in einen anderen Raum. Wie ein Augen-Blick in eine andere Wirklichkeit.

Und der Vater dieses kranken Jungen stürzt sich darauf, hält sich daran fest, hoffnungsvoll und verzweifelt zugleich: Ich glaube; hilf meinem Unglauben! Vielleicht eine der ehrlichsten Antworten des Glaubens in der Bibel.

Weil sie eben oft so nah beieinander liegen: der Glaube und der Unglaube; die Gewissheit und die bohrenden Fragen und Zweifel; die Gipfelerfahrungen und der Absturz in die raue Wirklichkeit. Weil sie manchmal ineinander gehen und kaum auseinanderzuhalten sind.

Und – sind uns die allzu Sicherem nicht manchmal unheimlich? Die, die nichts anficht, die durch nichts zu erschüttern sind – in ihrem Glauben, ganz gleich worauf er sich richtet; in ihren Überzeugungen – ganz gleich, um welche es sich handelt? Sind uns die allzu Sicherem nicht manchmal unheimlich – die nichts aus der Fassung bringt, die immer ganz genau wissen,

dass sie auf der richtigen Seite sind, die keine Zweifel kennen, keine Unsicherheit? Machen die uns nicht sogar eher Angst?

„Ich glaube; hilf meinem Unglauben!“ Der Glaube und der Zweifel liegen bei dem Vater ganz nah beieinander: „Wenn du etwas kannst...“, sagt er zu Jesus. Ob du etwas kannst, weiß ich nicht. Ich hoffe es, ich wünsche es mir... Ich weiß, dass du etwas kannst – und irgendwie weiß ich es auch wieder nicht. Aber was soll ich denn anderes machen als zu dir kommen und dich um Hilfe bitten? Ich glaube; hilf meinem Unglauben!

Vielleicht eine der ehrlichsten Aussagen des Glaubens in der Bibel – dieser Hilferuf. Und er wird erhört.

Für mich bedeutet das:

Nicht mein Glaube macht alle Dinge möglich – sondern der, der meinen Glauben macht – Christus.

Nicht das Maß meines Glaubens – wie immer denn man Glauben überhaupt messen und bewerten wollte – nicht das Maß meines Glaubens macht, dass etwas möglich ist – sondern allein der, auf den sich mein Glaube richtet – und sei er noch so schwach und angefochten, und sei er noch so von Fragen und Zweifeln begleitet, und sei er noch so nahe am Unglauben. Nicht auf meinen Glauben kann ich mich verlassen, sondern allein auf Christus.

Nicht mein Glaube trägt mich, sondern Christus trägt mich und meinen Glauben – und ganz oft erträgt er mich auch und meinen Unglauben.

Wir können's nicht. Und wir müssen es auch nicht können aus eigener Kraft. Auch nicht aus der Kraft unseres Glaubens.

Anderen Menschen helfen; anderen Menschen ihr Leid abnehmen oder wenigstens abmildern und erträglich machen; die Kirche retten und ihr wieder zu mehr Ausstrahlung und mehr Attraktivität verhelfen – wir erfahren mitunter, dass wir's nicht können, so wie wir es wollen und uns wünschen. Dass unsere Kraft, unsere Möglichkeiten, auch unser Glaube - nicht ausreichen.

„Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt...“ Diesen Blick wie durch einen Türspalt in einen anderen Raum, diesen Augen-Blick in eine andere Wirklichkeit gewährt uns Jesus. Seine Möglichkeiten sind es, auf die wir vertrauen können und vertrauen sollen. Und für dieses Vertrauen gibt es keinen Maßstab, keine Bewertungsskala, kein „Genug“ oder „Zu wenig“.

Manchmal ist dieses Vertrauen groß und stark und fest, fast unerschütterlich. So wie bei den Jüngern auf dem Berg der Verklärung, als sie Jesus in einem strahlenden Licht gesehen haben. Manchmal sind wir voller Zuversicht und lassen uns keine Angst einjagen. Manchmal spüren wir, dass wir etwas bewirken.

Und manchmal bleibt uns wohl nichts als dieser Hilferuf: „Herr ich glaube, hilf meinem Unglauben!“ Und er wird nicht ohne Antwort bleiben.

Amen.